

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XXVIII.



№ 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände. Jeder Band enthält 24 Nummern. Monatlich 4 Nummern.
Preis pro Band 12 Mark. Einzelne Nummern 50 Pf.

1875.

Am Nordgestade der Adria.

I.

In Triest. — Die Tschitscherri.

Die Hafensplätze an der Nordostküste des Adriatischen Meeres werden regelmäßig von Dampfern und somit von dem allgemeinen Verkehre berührt, aber das Innere wird nur selten von Fremden besucht; dasselbe ist, nach allgemein europäischen Begriffen, mehr oder weniger halbwild und hat mancherlei barbarischen Anstrich. Allerdings sind Straßenzüge vorhanden und die österreichische Regierung sorgt nach Kräften für die Sicherheit derselben, aber auf irgend welche Bequemlichkeit darf ein Reisender noch viel weniger rechnen als selbst in den Provinzen der Türkei. Von den größeren Ortschaften abgesehen findet er weder Karawanenserais noch Gasthäuser; mit dem Fortkommen ist es schlecht bestellt und wer die nöthigen Lebensmittel nicht bei sich führt, kann leicht empfindlichen Mangel leiden. Von landschaftlichen Reizen ist in diesen slavischen Enden nichts zu finden, sie sind traurig und eintönig, häufig wächst auf weiten Strecken nicht einmal ein Grashalm. In dieser traurigen Region wohnen Völkersämme, welche dem Ethnographen ein nicht geringes Interesse darbieten, und deren Sitten und Gebräuche eigenthümlich und nicht selten durchaus patriarchalisch sind.

Man bezeichnet Triest als „Königin der nördlichen Adria“ und es bildet in der That einen wichtigen Centralpunkt für das gesammte Verkehrsleben. Geographisch und politisch genommen gehört es nicht zur Halbinsel Istrien, es hat auf dem Landtage, der zu Parenzo abgehalten wird, keine Vertretung, sondern schickt seine Abgeordneten nach Wien in den Reichstag. So-

wohl von der Höhe des Karstes aus wie vom Meer her gesehen macht diese Seestadt einen angenehmen und großartigen Eindruck; an den Halben und auf den Hügeln schimmern stattliche Landhäuser, die Arsenal, Schiffswerfte und Speicher haben in ihrer Gesamtheit etwas Imponirendes; im Hafen liegt Schiff an Schiff, nach Süden hin schließen Capo d'Istria und Pirano den Triestiner Golf. Die Stadt, Tergeste, ist, wie wir schon in einem frühern Aufsätze bemerkten, sehr alt, hat aber aus der Vorzeit nur einige wenige Ruinen aufzuweisen. Die alten Viertel der innern Stadt sind eng und düster, aber sie gewähren eben deshalb Schutz gegen die grimmen Stürme der Vora; dem neuen Stadttheile mit den Prachtbauten gegenüber bilden sie einen scharffen Gegensatz.

In den Straßen herrscht ein ungemein lebendiges Treiben geschäftiger Leute und manche Handelsangelegenheiten werden unter freiem Himmel abgemacht. Jedenfalls erfreut sich Triest einer vortrefflichen Weltlage; es hat den ganzen Orient vor sich und ist für das österreichische und deutsche Hinterland eine Eingangs- und Ausgangspforte für die levantinischen Gegenden, mit welchen es durch die Dampfer des Triester Lloyd in lebhafter Verbindung steht. Uebrigens ist das Leben dort sehr kostspielig; Wohnungen, Lebensmittel, Bier sind theuer. Triest ist ganz und gar eine Kaufmannsstadt, in welcher sich Handelsleute aus vielen von einander entfernten Gegenden zusammensinden; auf Tritt und Schritt fällt Einem südslavisches und levantinisches Gepräge auf,

aber drei verschiedene nationale Elemente herrschen vor: Italiener, Deutsch-Oesterreicher und Slaven. Der Italiener geberdet sich mit einem gewissen Hochmuth und bildet sich ein die herrschende Classe vorzustellen; er betrachtet Triest als eine italienische Stadt, in welcher allerdings seine Sprache vorwaltet. Der Oesterreicher dagegen weiß, daß die Stadt

seinem Kaiser unterthan ist und wahrh nach Kräften das deutsche Element; der Slave endlich betont, daß die Stadt ringsum von slavischem Gebiet umgeben ist und daß die Italiener wie die Deutschen nur von auswärts her angelebte Zukömmlinge seien.

Hier liegt eine Zerklüftung in verschiedene Volksthüm-



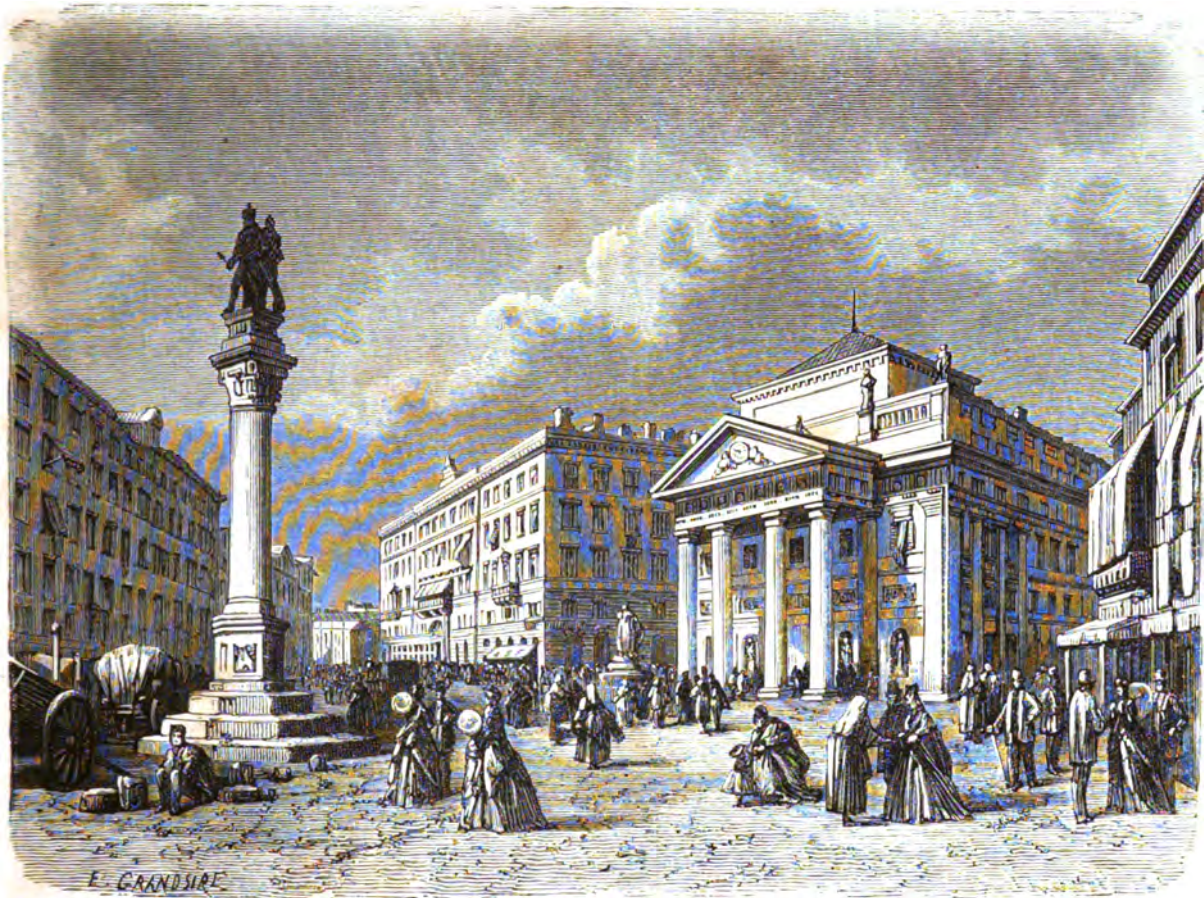
San-Giusto-Kirche in Triest.

lichkeiten vor, die sich nicht hold sind und kein inneres Verständniß für einander haben. In nähere Berührung kommen sie nur durch das Geschäft. Eine homogene Gesellschaft ist nicht vorhanden; die Einwohner sind nach Nationalitäten und dann auch nach Kasten mehr oder weniger von einander geschieden. Die zahlreichen Griechen, Albanesen und die jüdische Colonie bleiben gleichfalls zumeist auf sich beschränkt.

Von geistiger Regsamkeit ist wenig zu verspüren, desto mehr von übertriebenem Luxus, in welchem die Frauen und Töchter reicher Kaufleute sich gefallen. Sie entfalten großen Prunk im Theater; Abends acht Uhr kann man sie auch auf dem Corso sich betrachten; dieser hat aber gegen halb zehn Uhr ein Ende; dafür sind bis Mitternacht die Bierhäuser mit Gästen überfüllt.

Auf die Beschreibung der verschiedenen Gebäude, die in jedem Reisehandbuche verzeichnet sind, gehen wir nicht ein und begnügen uns mit einigen Notizen. Die San-Giusto-Kirche ist aus Bestandtheilen gebaut worden, die ins fünfte und sechste Jahrhundert hinaufreichen und im vierzehnten zu einem Ganzen vereinigt wurden; der Glockenthurm ist theilweise aus den Trümmern eines alten römischen Tempels erbaut worden. In der Nähe liegt das Alerthlürmuseum mit dem Denkmale Winkelmann's, der am 9. Juni 1768 im Albergo grande ermordet wurde, und auf der Terrasse vor der Kirche befindet sich, mit einer Steinplatte bedeckt, das Grab Fouche's, welcher Polizeiminister des ersten Napoleon war und zum Herzog von Dtranto erhoben wurde. Von dem Castell aus, wo einst das römische Capitolium stand, ist die Aussicht überaus lohnend.

Lohnend ist aber auch ein Wandelgang am frühen Morgen in den Straßen und auf den Plätzen. Dann kommen die Bauern vom Karst zur Stadt mit ihren Karren, vor welche sie graue Ochsen gespannt haben. Die Frauen aus Servola erkennt man sofort an ihrer Kopfbedeckung, der weißen Petscha; der Rock ist von schwarzer Farbe, der Hemdsärmel untadelhaft weiß. Diese Frauen handeln vorzugsweise mit Geflügel. Bald kommen viele auf Eseln reitende slavische Bäuerinnen aus der Umgegend zu Markte; sie bringen frisches Weizenbrot, das in den Dörfern für die Stadt gebacken wird, und ganze Ladungen duftiger Blumensträuße in Körben, in denen Eisstücke liegen, damit die Kinder der Flora in dem warmen Klima sich frisch erhalten. Die weiße Petscha sticht vortheilhaft ab gegen das gebräunte Antlitz dieser Bäuerinnen, welche sich äußerster Sauberkeit befleißigen.



Platz der Börse in Triest.

Da kommen auch die Tschitschi mit ihren langen, niedrigen Karren. Diese eigenthümlichen Leute haben im nördlichen Istrien die Tschitscherei oder den Tschitschen-Boden inne, einen Landstrich zwischen Pingutente, Manik, Mune und Slavnik. Der Name soll angeblich daher rühren, daß sie in ihrer Sprache sehr häufig das tschi gebrauchen; Andere erzählen Folgendes: Zwei Tschitschi, die einander nie zuvor gesehen hatten, begegneten sich und jeder begrüßte den andern als Tschitschia, d. h. Vetter. So redet in Ungarn ein junger Magyar einen ältern als Bekshi, Dheim, an, wie in Andalusien Tio und Lia, Dheim und Duhme, auf die ersten besten angewendet wird, denen man begegnet. Die, welche mit der Herkunft der Tschitschi nichts anzufangen wußten, gaben sie aus für — Abstömmlinge der Skytjen! Und doch ist dieselbe klar genug. Vor zweihundert Jahren

redeten diese Leute noch Rumänisch, das auch heute in Serjane und am Fuße des Monte Maggiore verstanden wird.

Der Slave ist im Allgemeinen schweigsam und zurückhaltend, der Tschitsche dagegen verräth seine walachische Herkunft durch Lebhaftigkeit und daß er geru schmagt. Er hat seine nationale Sprache durch lange fortgesetzten, unablässigen Verkehr mit den Slaven fallen lassen, jedoch einige Brocken beibehalten. Wenn ihn aber ein Zigeuner walachisch anredet, schämt er sich desselben und thut als verstehe er nichts davon. Etwas besonders Charakteristisches ist in seiner Physiognomie nicht zu finden; insgemein ist die Stirn niedrig und flach, die Augen sind schwarz und glänzend, die Backenknochen stehen stark hervor, bei den Frauen findet man häufig eine aufgestülpte Nase.

Die Frau hat kein angenehmes Coos; sie muß dem

Mann, als ihrem Herrn und Gebieter, unbedingt gehorchen, ist sein Haus- und Lastthier und wird schon in früher Jugend mit Lasten und schweren Arbeiten überbürdet. Unsere Illustration zeigt wie sie sich kleidet; der Rock reicht bis etwa auf die Knie; die Strümpfe sind von grober Wolle, die Füße stecken in Opanten, den Kopf bedeckt eine Kapuze; um die plumpen Hüften wird ein Gürtel geschlungen, der auch wohl mit dicken Metallknöpfen besetzt ist.

Der Tschitsche erhält keinen Unterricht und keine Erzie-

hung, kümmert sich auch nicht um gestern oder morgen und dabei ist er zufrieden. Er verfertigt Fasbäuben oder ist Kohlenbrenner. Mit dem Ackerbau weiß er nicht viel anzufangen, denn seine mageren Felder liegen am Karst, und auf denselben gedeihen weder Wein noch Delbaum. Sein Hausvieh besteht in Schafen, welche sich auf der spärlichen Weide dürftig ernähren. Der Mann macht es sich leidlich bequem und bürdet, wie schon gesagt, alle schwere Arbeit der Frau auf. Selten oder nie verzieht sich ihr Mund zu einem Läch-



Slavische Bäuerinnen aus Servola.

cheln; sie ist schweigsam und ergeben; den Fremden, welchem sie begegnet, spricht sie um ein Almosen an. Was sie zur Stadt bringt muß verkauft werden, gleichviel um welchen Preis, denn sie könnte die schwere Last, welche sie von der Höhe hinabgetragen hat, nicht wieder hinausschleppen.

In Triest läßt der Herr Tschitsche es sich wohl sein; dort belustigt er sich, schwagt, trinkt und singt in der Schänke. Seine Frau bleibt draußen unter freiem Himmel und bewacht den Karren. Wenn der Mann mit Jemand von ihr spricht, verfehlt er nie beizufügen: „Meine Frau, mit Ihrer

Erlaubniß zu sagen!“ Bei guter Laune bringt er ihr wohl auch ein halbgefülltes Weinglas; sie nimmt dasselbe und trinkt ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

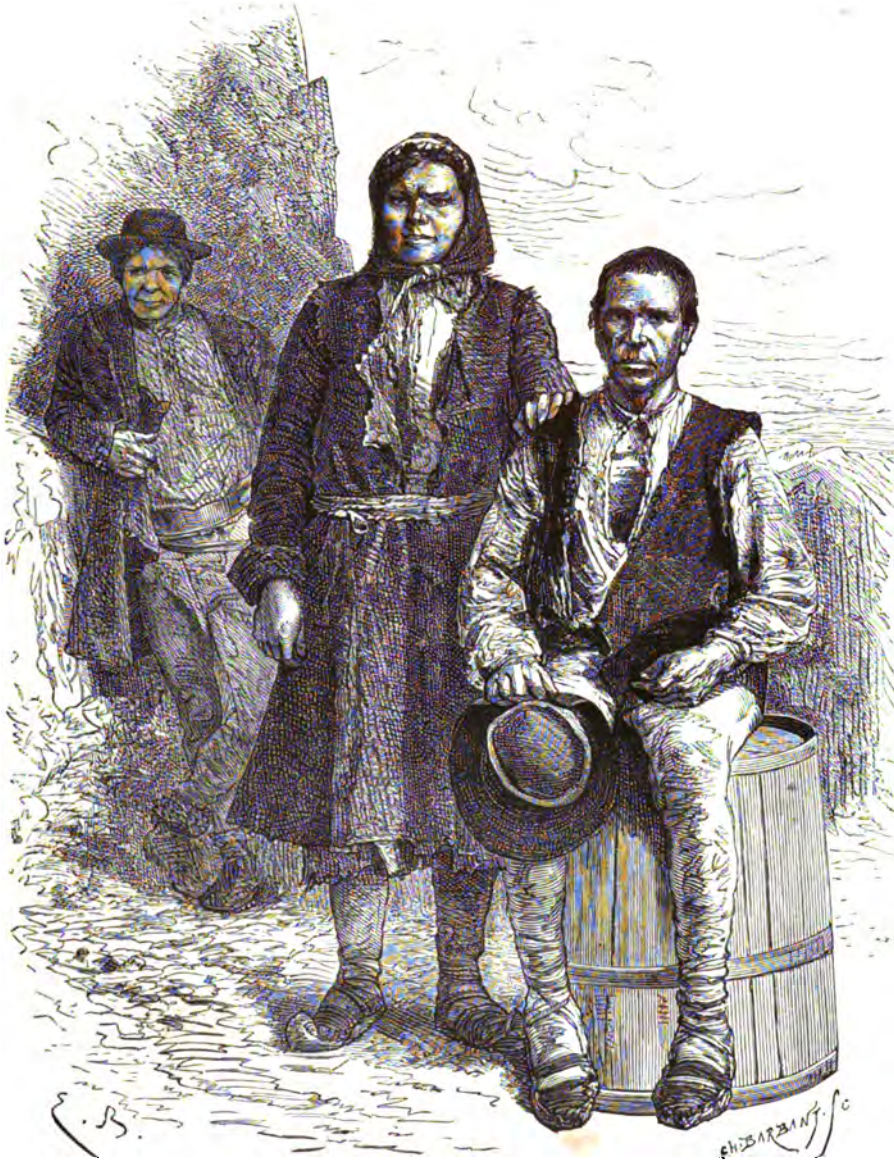
Der Tschitsche wohnt in einem überaus armseligen Dorfe. Am liebsten hält er sich unter freiem Himmel auf, wie die wandernden Zigeuner. Er gilt für nicht gefährlich; doch thut man wohl, ihm nicht allzusehr zu trauen, sondern auf der Hut zu sein. Mit der Moral nimmt er es nicht streng und in Bezug auf das Eigenthum Anderer hat er seine eigenen Begriffe. Deswegen haben in den Städten die

Schutzleute ein wachsames Auge auf ihn; auf dem platten Lande weiß ohnehin jeder, wie er ihnen gegenüber sich zu verhalten hat.

Mune gilt für die Hauptstadt der Tschitscherei. Der dortige Pfarrer, ein sehr würdiger Mann, hat sich bemüht, den Kindern Unterricht zu erteilen und diese Halbbarbaren so viel als möglich zu civilisiren. Er wohnt im Obergeschoß seines Hauses und hat dort auch seine Schüler; zu ebener Erde würden sie bald aus seinem Besitze verschwunden sein.

Der Tschitsche bekennt sich zur römischen Kirche, ist sehr abergläubisch aber nicht fanatisch.

Die vorstehenden Schilderungen sind zumeist der Darstellung Priarte's entlehnt, wir wollen aber erwähnen, daß die Bewohner des istrischen Küstenlandes ganz vortrefflich von Dr. Guido Stache („Oesterreichische Revue“ 1867) dargestellt worden sind. Herr Stache ist Geolog und hat das ganze istrische Gebiet mehrmals sorgfältig durchforscht. Er steht eines Tages auf einem der breiteren, kahlen, mit



Eine Tschitschifamilie.

Kalkscherben und kleinen Trichtern übersätet, langgezogenen Kummulitentalkrüden, — der südwestlichen Tschitscherei. Nur im Frühling hat dieses weiße Steinfeld einen etwas frischern, grünlichen Farbenton von würzigen Kräutern, die zwischen Kalkscherben üppig hervorsprossen. Dann ist es auch stärker belebt von weidenden Schafferden und von in Schmutzweiß und Braun gekleideten Hirten, die nicht aufhören in stockendem, weinerlichem Tremolando die einförmige Weise des Liedes vom Kraljewitsch Marko zu singen, der gewiß ein berühmter Schafdieb war, wie sie und ihre stamunverwandten Brüder, die Morlaken Dalmatiens. Im Hoch-

sommer und Herbst flimmert der ganze Kalkboden unter den sengenden Strahlen der Sonne in einem die Augen drückenden, graulichen Weiß. Nur hin und wieder unterbricht eine Gruppe von niederstämmigen, aber breit wie ein Schirm beseitigten, baumartigen Wachholdersträucher und ganz vereinzelt eine Gruppe alter knorriger Eichen die öde Kahlheit der Landschaft. Unter diesen vereinzelt Zeugen einer frühern, kräftigen und üppigen Waldvegetation sammelt sich das sparsame Leben. Unter dem Schutze des breitkronigen Wachholderstrauches steht dicht gedrängt im Kreise herum, die Köpfe zu Boden gesenkt, eine kleine Schafferde; nicht weit

davon ein kleiner Hirtenbub in weiße und braune Schafwolle gekleidet wie seine Herde; er vertreibt sich die Zeit damit, seiner Zivala ewig dieselben einförmigen Tonfolgen zu entlocken. Der Schatten der kleinen Baumgruppe birgt eine größere Schafherde. Diese wird bewacht von großen weißzottigen Hunden und einigen Tschitschenweibern und Männern, deren Tracht zum farblosen Tone der Gegend stimmt. Die Weiber sind theils damit beschäftigt, die Schafe zu melken, theils drehen sie Wollfäden mit ihrer einfachen Spindel;

die Männer ziehen das Nichtsthun vor und rauchen Tabak. In einiger Entfernung gewahren wir eine Karawane von Maulthieren, die mit Holzbohlen beladen und begleitet sind von mit Axten bewaffneten Männern und, fast den Maulthieren gleich, mit Holz, Laub oder Grummet beladenen Frauen, welche dabei noch die Spindel drehen oder stricken. Sie ziehen auf dem steilen Wege von der Gebirgsstufe des Orliak nach dem Dorfe und bringen die Waldbeute herab, welche sie in Triefst verkaufen wollen.